

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 17

Artikel: Die Rabeneltern
Autor: Gotthelf, Jeremias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

können, daß es mit seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten im großen Haufen gar nicht erkannt und geschnappt würde. Und beim Betrachten stand: sehr unaufmerksam. Altfug!

„Es fehlt nur noch das: enfant terrible“, fuhr es dem Vater heraus.

„Zeig, zeig!“ Die Mutter wollte auch sehen, warum der Vater so außer Fassung war. Als sie das Büchlein durchgangen hatte, sank sie bei nahe ohnmächtig in einen Stuhl. Sie mußte sich erholen. Dann beschauten sie ihr Mägdlein von oben bis unten, und es war ihr, ihr Wunderkind sei auf einmal des seltenen Schimmers entkleidet, der es alle Tage umgeben hatte. Aber nein, das war ja nicht möglich. Sie mußte doch morgen zum Lehrer gehen.

Es war eine lange Unterredung geworden, und dabei war ihr ein holder Traum zerronnen. Die harte Wirklichkeit schlug Wunden. Und doch, man mußte den Mut aufbringen, ihr ins Auge zu schauen.

„Tante Rosine hat recht gehabt,“ sagte die Mutter am Abend, und sie spürte, daß sie etwas gut zu machen hatte. Sie schlug dem Vater vor, ihre Schwester auf ein paar Tage einzuladen.

Als Elseli davon hörte, begann es zu stämpfeln und sich nach Kräften zu wehren: „Nein, nein! Die Tante darf nicht kommen!“

Zum ersten Mal waren die Eltern anderer Meinung als ihr „Wunderkind“. Sie sagten deutlich und unmissverständlich das Gegenteil. Und dabei blieb es.

Einem jungen Mädchen.

Ich bin beglückt, mein Kind;
denn über Nacht,
schnell, wie die Blumen sind,
bist du erwacht.

Noch gestern klein und grün,
ein Knösplein kaum,
heut prächtig, duftig, kühn,
ein Blütentraum.

Des eignen Reichtums froh,
schenkst du mit Lust,
doch alles zart und so
wie unbewußt.

Du ahnst, verträumt und weich,
die neue Art
und hast dein Kinderreich
dir doch bewahrt.

Margaretha Schwab-Blüß.

Die Rabeneltern.

Von Jeremias Gotthelf.

In einer geräumigen Bauernstube schnurrten drei Räder, zwei Kinder saßen lernend hinterm Tisch, und vor dem Tisch stand haspelnd ein Schulmann, unter dem Ofen schnarchte ein Hund. „Ich weiß gar nicht, warum der Schulmeister nicht zu uns kommt,“ sagte eine stattliche Frau, die an der internen Tisckecke spann, „hat man sich etwa gegen ihn verfehlt?“ Es war die Gerichtssäfin, welcher der Schulmeister versprochen hatte, bald zu kommen, ihre Neugier zu stillen, was es mit den Rabeneltern für eine Beleidnis habe. Mit dem Klopfen an der Türe, und ehe man erraten, wer das sein möge, und Bescheid gegeben, ging die Türe auf, und der Schulmeister trat herein. „Guten Abend geb' euch Gott“, sagte er; „ich habe gedacht, ich wollte gerade hereinkommen; der Nordwind geht gar scharf draußen.“

„Gottwillkommen, Schulmeister!“ sagte die Gerichtssäfin, wischte die Hand am Schürz ab und gab sie dem Schulmeister. „Wir haben nach

Euch verlangt und schon gedacht, wir hätten etwas bei Euch verfehlt, daß Ihr noch nicht gekommen seid.“ „Nicht doch“, sagte der Schulmeister, „was denkt ihr? Wenn alle Leute wären wie ihr, dann könnte man's schon aushalten. Ich hab's meiner Frau schon oft gesagt, wenn die Gerichtssäfinen nicht wären, so wäre es mir doch schon leid geworden hier.“ „Um Gotteswillen, Schulmeister, so müßt Ihr nicht reden, sonst fangen die Kinder noch an zu weinen, und einen solchen, der sich solche Mühe mit ihnen gibt, bekommen wir nicht wieder,“ sagte die Gerichtssäfin. „Aber jetzt lasst sehen, ich kann gar nicht die Zeit erwarten, bis ich etwas von den Rabeneltern höre; ich habe schon oft davon geträumt.“

Der Schulmeister, nachdem er noch einiges vorgebracht, setzte sich oben an den Tisch und begann folgendermaßen:

„Ich bin weit von hier daheim, im Oberland oben, wo die Lawinen tosen und die Bäche von

den Bergen herabstürzen, wo die Gemsen auf den Graten herumspringen und die Lämmergeier hoch in den Lüften schweben. Oh, es ist gar ein schönes Land, das Oberland, aber gar ein armes; da sieht gar manche Haushaltung den halben Winter durch kein Brot; da kann man an der Fastnacht Ziger essen, der wie Torfsteine ist, statt Rüchleni.

Ob meinem Dörflein an der Bergwand stand ein kleines Haus, aber oft lange leer; es wohnte darin nur wer mußte, keine Wohnung finden oder keine bezahlen konnte. Uns Kinder kam allemal ein Schlottern an, wenn wir es ansahen; in seine Nähe wagte sich keines. In diesem Hause sollen vor mehr als hundert Jahren zwei Eheleute gehauset haben. Groß und dunkel wie eine Schermtanne war der Mann; und wie eine Schwester dem Bruder glich ihm sein Weib, faul und wild waren beide. Man sah sie nie arbeiten; wer sie sah, erschraf vor ihnen. Ein ganzes Rudel Kinder füllte die Hütte, groß und dunkel, faul und wild wie die Eltern. Aber sobald sie kriechen konnten, wurden sie von den Alten aus der Hütte gestoßen und durften nicht wieder hinein, sie brachten denn Essen mit oder Holz oder sonstige Dinge, die zu brauchen waren.

So verließen die Eltern ganze Wochen die Hütte nie und rührten sich wenig, als um zu essen; wenn man sie aber außer der Hütte sah, so gab es schlecht Wetter, oder man fand Wochen nachher ein Heustadel ausgeleert, einen Speicher erbrochen.

Die Kinder kamen ins Dörflein, gingen weit umher, scheu wie die Gemsen; man wußte oft lange nicht, ob sie reden könnten. Sie mußten aber die Eltern ernähren, mußten zu Nesten tragen; darum bettelten sie an den Haustüren, streckten aber sehr oft nur die Hände dar, ohne ein Wort zu reden. Aber sie bettelten nur, wenn sie nichts anderes fanden; sie stahlen wie die Raben, was sie ergreifen konnten. Mit ihren



Trachten aus dem Walsertal.

scheuen schwarzen Augen drangen sie in alle Ecken, und im Hui hatten sie gekapert, was nicht niet- und nagelfest war.

Sie waren arme Kinder. Stahlen sie, so schlugen sie die Bestohlenen; stahlen sie nicht, so kriegten sie Schläge von den Eltern. Wenn im Herbste die Bäume voll Obst waren, so sprangen sie in den Bäumen herum wie die Eichhörnchen und warfen die Äpfel einander zu, um sie fortzuschaffen, wie die Affen im heißen Afrika es tun sollen. Da mußten die Leute es schlau anstellen, wenn sie eins erwischen wollten.

In die Schule ging keins, keines kannte einen Buchstaben; sie wußten kaum, daß ein Gott sei; daß sie eine vernünftige Seele hatten, wußten

sie nicht. Sie balgten sich untereinander wie die jungen Raben; aber sie hielten treu zusammen, wie junge Raben tun; es war, als ob sie untereinander ein Bündnis hätten zu Schutz und Trutz gegen die übrige Welt. Als die Kinder größer wurden, wurden die Eltern ungenügsamer; immer mehr und immer Besseres sollten die Kinder ihnen zutragen; immer lauter wurden die Klagen über die Rabenbrut am Berge. Auf den Bergen stahlen sie die Geißen und Lämmer, in den Tälern brachen sie in die Keller nach Butter und Käse und trugen alles ihrer Hütte zu.

Da geschah es, daß der älteste Bube in dunkler Sommernacht ein schweres Schaf stahl; es zog ihn aber herunter, und er glitt mit ihm über den Fels. In tiefem Schlunde fanden ihn die Holzer zerschmettert, ihn und sein Schaf. Sie brachten ihn seinen Eltern, und die fluchten jämmerlich: es sei ihm recht geschehen, sagten sie; hätt' er besser acht gegeben! Sie sagten den Holzern wüst, warum sie ihn nicht im Schlund hätten liegen lassen; es wäre da gut genug gewesen und hätt' keine Kosten gegeben; sie wollten die arme Leiche in der Hütte nicht dulden, stießen sie in den Stall hinaus, wo Füchse und Eulen freien Zutritt hatten, und hätten fast Lust gehabt, sie auf der Weide einzuscharrten, wenn der Pfarrer nicht gewehrt hätte.

Nicht lange nachher wollte ein anderer Bub einem Fuhrmann, der auf seinem Wagen schlief, ein Fäschchen mit Wein stehlen aus dem Korb unterm Wagen. Er hatte den Tag vorher nichts heimgebracht, war tüchtig geschlagen und deswegen so verwegen geworden. Aber es fehlte ihm: er kam unters Rad und mußte jämmerlich sterben. Sie machten es ebenso, als man ihn ihnen brachte, hätten's fast verleugnet, daß er ihr Kind sei, und taten nichts als fluchen und schimpfen, bis er in der Erde war. Es verwunderte die Leute, als sie von da an öfters Raben am Berge herumfliegen sahen, aber sie achteten ihrer nicht viel. Viele Leute hatten Mitleid mit den Kindern und hätten gerne das eine oder das andere zu sich genommen und es erzogen unentgeltlich, um Gottes willen. Aber die Kinder waren zu wild dazu; sie ließen sich nicht zähmen. Sie ließen sich nicht anfassen, saßen bei keinem Hause nieder, aßen nichts, wenn es jemand sah, und waren für keine Lieb in ein Haus zu bringen. Ebensowenig wollten sie arbeiten; man hat nie gesehen, daß sie ein Werkholz in den Händen gehabt hätten, die Axt ausgenommen.

Einmal war ein sehr strenger Winter, der gar

nicht aufhören wollte, und in den Bergen lag viel Schnee. Schon damals soll es Küher gegeben haben, welche in guten Sommern Heu machten und es auf dem Berge ließen, um im Frühjahr in bösen Tagen ihren armen Kühen etwas zu haben. Auch ließen sie immer bald dieses bald jenes im Stadel oder Speicher zurück. Aber schon damals gab es nichtswerte, gottlose Menschen, die den armen Kühen diese Vorsicht nicht gönnten, sondern das Heu stahlen und den Käsefessel dazu. So wußte der Alte am Berge auch eine Hütte mit Heu und andern Dingen, und er hatte seine Kinder schon lange angewiesen, sie zu bestehlen; aber immer war der Schnee noch zu tief gewesen oder der Winter zu wild, als daß sie hätten dazu kommen können. Der Alte wurde immer ungeduldiger, weil er nicht mehr viel zu beifßen und zu brechen hatte, und an einem Nachmittage, im März, jagte er seine Kinder alle mit zwei Schlitten der Hütte zu. Sie hatten ihm gesagt, es sei nicht richtig, es sei wohl sind Wetter, der Föhn könnte kommen gegen Abend, und die Lawinen donnerten schon über die Gletscher. Aber er hatte geflucht, daß die Hütte bebte, ihnen Faulheit und Feigheit vorgeworfen und ihnen gedroht mit aller seiner Kraft. Mürrisch und trozig waren die Kinder abgezogen und mögen nicht liebliche Reden geführt haben auf ihrem düstern wilden Weg; denn es waren auch mächtige Buben unter ihnen; nur ihre Wildheit und Scheu vor andern Menschen trieben sie immer wieder ihrer Hütte, ihrem Neste zu. Sie hätten mit der eigenen Kraft sich gar gut durchbringen können.

Als die Kinder fort waren, legten sich die Alten wieder in ihr Moos; und als es dunkel ward, feuerten sie, um sich zu wärmen und zu kochen; aber das Feuer wollte nicht brennen, gab nur Rauch, und die Luft drückte ihn in die Hütte nieder, und einzelne Windstöße brausten daran vorbei, immer häufiger, immer wütender. Als ob in sausendem Galopp Hunderttausende von Husaren vorbeistürmten, brauste es, von allen Firnen donnerten die Lawinen zu Tale; als ob eine Weltenschlacht hoch oben in den Lüften geschlagen würde, war es ein Losen, Donnern, Krachen, vertausendfältig durch tausendfältigen Widerhall. Die Hütte zitterte in den wilden Wettern wie ein Espenlaub; aber die Winde stürmten verächtlich an ihr vorüber, die Bäche strömten verächtlich an ihr vorbei, drinnen lagen die Alten wieder in ihrem Moos; sie dachten gar kaltblütig an ihre Gefahr, sie hatten

es schon manchmal winden und lawinen hören, ohne daß es ihnen etwas getan; sie dachten gar kaltblütig an ihre Kinder; waren die auch schon manchmal heimgekommen aus wilden Wettern, war ja auf dem Berge auch eine Hütte, wo sie sich bergen konnten, und kaltblütig schliefen sie ein, mitten im Wetter und ohne Kinder. Am Morgen erwachten sie ohne Kinder; — aber was war es, das so wild an die Fenster schlug, das so schwarz an denselben herunterstrich, so rauh kraf! kraf! rief, einen Lärm machte, der die Faulen endlich von ihrem Lager aufbrachte? Es waren nicht ihre Kinder, die sah niemand wieder; aber zwölf Raben waren es, welche um die Hütte stürmten mit wildem Schreien und Fliegen, und die Alten auffschrien und nicht nur aus dem nächtlichen Schlaf. Sie wurden ärgerlich, als die schwarzen Tiere so lärmten, und wollten sie verscheuchen, aber die ließen sich nicht verscheuchen, aber auch nicht fangen; sie lärmten immer wilder, umflogen immer füher die Hämpter der Schelten, die umsonst nach ihnen haschten und warfen. Sie machten die Hütte wieder zu, die Sonne kam, aber die Kinder nicht, und die Raben hingen ihrer zwölfe draufzen an den Fenstern, mit den Flügeln schlagend und schreiend. Und graulicher ward's den Alten, als sie die Raben zählten und es zwölfe waren und kein Kind heim kam, und sie machten die Hütte wieder auf, um nach den Kindern zu sehen; sie gingen weiter die Wand hinauf, sich weiter umzusehen. Doch keine Kinder kamen, aber die Raben blieben bei ihnen, hingen mit wildem Wesen sich an ihre Fersen, und wohin die Alten gingen, wirbelten die Raben um sie herum. Und immer furchterlicher tönte ihr kuarf! kuarf! immer schauerlicher ward's den Alten, immer weiter trieb es sie in die Einöde hinein, die schlüpferigen Bergwände hinauf, und immer näher und wilder folgten ihnen die dunkeln, wilden Tiere. Aber auch in der Alten Kopf begann

es zu wirbeln. Dunkel ward es vor ihren Augen, und furchterliche Töne entrannen ihrer dunklen Brust und drangen tief in des Tales Grund zu den Ohren der Menschen. Und die auffschauenden Menschen erblickten auf schwindelnder Höhe die sinnlos Fliehenden, von dunkler Vögelshar verfolgt. Sie sahen sie eilen dem höchsten Grate zu, sahen sie sinnlos dem Vorsprunge derselben zustürzen, sahen sie stürzen in den bodenlosen Abgrund, mit ihnen die dunkeln Vögel, alle zum schwarzen Knäuel geballt. Und nie sah man sie wieder. Aber wenn die Lawinen zum Falle sich rüsten, wenn der Tod seine dunkeln Schwingen entfaltet und sein Opfer sorglos ihm entgegen geht, da tönt es mächtig: kuarf! kuarf! oben von der Höhe. Und wenn auf bösen Wegen Eltern gehen, auf böse Wege Kinder führen, da fliegen schwarze Vögel ihnen über den Weg, und kuarf! kuarf! tönt es über ihren Häuptern.

Und lautlos war die Menge gestanden unten im Tale und hattebebend das schauerliche Ende gesehen. Und bald darauf verbreitete sich im Tale die Sage, die Raben hätten ihre Eltern geholt, und Rabeneltern nannte man von da an alle, die ihre Kinder verwahrloseten, zum Stehlen oder Betteln sie anhielten oder es ihnen ungestraft nachließen; die ihre Kinder missbrauchten, um durch sie und auf Kosten ihrer Seele besser zu leben, dem Teufel zu frönen. Und der Glaube verbreitete sich, daß so wie die Eltern auf diese Weise die Kinder zugrunde richten, zur Strafe auch die Eltern durch die Kinder ins Verderben gestürzt würden, daß sie am Ende austrinken müßten den Kelch, den sie den Kindern einschenkten. Und wenn Vater oder Mutter nur an sich denken, die Kinder vernachlässigen, sie zum Bösen führen wollen, mit Tat oder Wort, so dreht man ihnen den Kopf der Bergwand zu und sagt: Zug, dort haben die Raben ihre Alten geholt! Das ist manchem durch Leib und Seel gegangen."

Das Geheimnis der Benzi.

Erzählung von Paul Hedinger.

Nun war es an ihr, das Sterben; ihre Zeit war vorbei. Es mußte so sein. Achtzig Sommer hatten ihre Augen ins Land steigen und verwelken sehen. Friede und Ruhe umgaben sie in ihrem sauberen Stübchen. Ganz ohne Schmerzen lag sie da. Draufzen im Garten rumorte der Wind nach Herzenslust und segte die letzten, bunten Blätter von den Ästen.

Zwanzig Jahre lang war sie als dienender Geist hier zu Hause gewesen. Eine Generation war unter ihren Augen groß geworden. Schon längst gehörte sie zur Familie, und auch in ihren alten Tagen war sie der Familie lieb und wert geblieben. Von jedem Kuchen, von jeder Flasche Wein hatte sie kosten müssen, an Geburtstags- und andern Festen war sie mit